

spiels, welches den Eindruck einer dialogisierten Klauselei macht, würde vergebens im Deutschen Reich von Tbilisi her hantieren gehen. Am Hoftheater, dessen Sommertheater uns durch das fleißige Gastspiel Ensemble Director Mauthners eine Reihe interessanter Schauspielerkassabühnen brachte, allen voran mit Ferdinand Bonn aus Wien als Gast, das dreiactige Drama „Eine Million“ von Wilhelm Wolters und Karl Gjellerup, beginnt der Winter mit der Operette. Rudolf Dellinger's neue Operette „Die Chansonette“ steht zwar nicht ganz auf der Höhe des beliebten Componisten, erfreut aber doch durch viel Fortreffliches. U.

Man schreibt uns aus Berlin: Ihr „realistischer“ Bonn, der gestern im Neuen Theater als Filippo im „Gegenschmerz von Cremona“ debutierte, hat hier ein wenig enttäuscht. Zwar merkten die Kenner gleich, daß er ein großer und geistreicher Künstler ist. Aber man fand seinen „Realismus“ nicht; er erinnerte stark an Comenhal und schien uns zu sehr in der Spielweise des alten Burgtheaters befangen. Das war nicht bloß mein Gefühl, sondern wurde von allen Kollegen in der Presse bestätigt. Weniger Wiener Stül, mehr Wahrheit — und er wird auch bei uns bald zu den Ersten gehören.

In Berlin sind wieder einmal ein paar moderne Schriftsteller daran, die Saat einer schönen, doch — wie gewöhnlich — etwas zu groß und allgemein gedachten Culturleistung auszustreuen. Was da nach den Intentionen der nimmermüden Herren aus dem Norden, deren Seele D. J. Bierbaum ist, als Frucht hervorbrechen soll, ist nicht weniger als eine möglichst umfassende Vereinigung von Künstlern und Kunstfreunden aller Zonen zum Zwecke der gemeinsamen und — worauf der kritische oder gar zweifelhafte Beobachter vor allem den Finger legen wird — systematischen Hebung der selbständig künstlerischen Production und des künstlerischen Interesses — in jenem universellen Sinne von Kunst etwa, den die Romantik geträumt und die Renaissance gekannt hat. Der Anfang wurde mit der Begründung eines Verbandes gemacht, der sich den poetischen und bezeichnenden Titel „Pan“ und den weniger charakteristischen und stilvollen Charakter einer „Genossenschaft mit beschränkter Haftung“ beigelegt hat. Gegenwärtig verenden die Geschäftsführer prachtvoll ausgestattete Prospekte. Nach diesen handelt es sich fast ausschließlich um die Herausgabe von losen Monatsheften, welche Reproduktionen von Malerei und Plastik und Proben der zeitgenössischen Dichtkunst bringen sollen. Inwiefern nun ein Zusammengehen der größten führenden Geister einer Zeit in der hier geplanten Form überhaupt möglich ist, wird der Erfolg dieses interessanten Versuches lehren. So viel kann man aber heute schon behaupten: wenn die 36 glanzvollen Unterschriften des Prospektes — es finden sich Boecklin, Stuck, Garborg u. s. w. — nicht nur eine reizende Signette bedeuten, sondern sich als Bürgschaft einer unmittelbaren Anteilnahme bewähren, dann muß das Unternehmen ein unvergleichliches werden. Sonst freilich verliert es den Nimbus seiner Einzigkeit und Allgemeinheit und wird ein Kunstblatt unter vielen anderen. Ad. Gd.

Dem Vereine „Pan“ sind jetzt auch der Prinzregent und alle Minister von Bayern beigetreten.

### Bücher.

Adolfo Rossi: Die Bewegung in Sicilien im Hinblick auf die letzten Verurtheilungen. Deutsch von Leopold Jacoby, Stuttgart, J. D. W. Dietz, 1894, 115 S.

Der Verfasser dieser Schrift hat im vergangenen October Sicilien bereist und seine Eindrücke in der „Tribuna“ geschildert. Jetzt hat er seine Artikel in Broschürenform zusammengesetzt und durch ein auf den Proceß De Felice anspielendes Schlusswort actualisirt. Die Informationsquellen Rossi sind naturgemäß die Sicilianer, die er an Ort und Stelle ausgefragt. Er gibt nun zumeist seine Gespräche wieder, daneben schildert er auch das Selbstlebte. Das schreckliche Elend und das haarsträubende Unrecht, unter dem die sicilianischen Bauern leiden, ist die Ursache ihrer Aufstände. Gute Pachtverträge, eine vernünftigmäßige, gerechte Halbwirtschaft wäre das einzige Mittel zu ihrer Beruhigung. So sagt Rossi. Aber die Regierung sagt: Belagerungszustand und Kerker.

„Eine glückliche Ehe“ von Peter Hausen. Berlin, S. Fischer 1894.

Eines der seltenen und kostbaren Bücher, nach deren Lectüre man sich über den Autor im allgemeinen und sein besonderes Werk klar und unzweideutig Rechenschaft abzulegen imstande ist. Das mag wohl in der scharf zugespitzten und sicheren Technik Hausens begründet sein, welche am meisten durch die typische Gestaltung eines spärlichen und folgerichtig ablaufenden Geschehnisses gekennzeichnet wird. Jules Lemaitre würde ihm darob vielleicht den Ehrentitel „Gervain classique“ ertheilen, mit dem er einmal dem Geheimnisse der Naupassant'schen Kunst gerecht zu werden bemüht war. Treue sich nicht, so besteht zwischen der Novellistik des dänischen und des französischen Poeten eine wirkliche Vergleichbarkeit und Naupassant's Streben nach dem „einzig passenden“ Ausdruck in der künstlerischen wie sittlichen Bedeutung ist bei Hausen sogar erfolgreicher als bei dem unmittelbaren Schüler des Sprachnaturalisten Flaubert. Wenn nämlich des Franzosen Temperament manchmal die künstlerische Absicht überflügelt und schrankenloser Versorger wird, so ist der Däne — einem uns geläufigen Zuge seines Nationalcharakters entsprechend — in seiner Stoffbehandlung durchaus berechnend und zurückhaltend, durchaus präcis, in der Beschränkung erst der Meister. So ist also auf der anderen Seite Verschiedenheit, was sich auf der einen als Ähnlichkeit der Technik zeigte. Der Schöpfer der Pierre et Jean und „Yvette“ ist derjenige unter den modernen Erzählern, der am schärfsten beicnnet, am strengsten individualisirt, Szenen in fattsängenden Farben malt, sociale Probleme scharf umgrenzt; der Schöpfer der köstlichen Frau Ranchy, die ihren Mann hintergeht und zugleich beglückt, rückt seine Stoffecl am liebsten in das clair obscur einer — nicht selten affectiert — schättesten Sachlichkeit, und auf die wenigen Menschen und Dinge seiner Geschichte legt

sich noch das farbendämpfende, ja... einträufelnde Grau des Tages... Hausen setzt der Welt seiner Dichtung überlegen und theilnahmslos gegenüber, wie Einer, der ihre letzten Gründe durchschaut hat; aus dem unausgesetzten Streben, dem Feiler diese „letzten Gründe“ zu verborgen, oder richtiger, sie allmählich und nur zum Theile ahnen zu lassen, ergeben sich alle die feinen und kleinen Flüge und Effecere der Darstellungsweise, welche über die vorliegende Novelle den blendenden Schimmer einer virtuosen Kunst ausbreiten. Wenn sich nun daneben auch einzelne härtere oder gar mißgünstliche Linien des technischen Grundrisses — im Beginne des im Drama so genannten Umschwungs, XII. Cap., — finden, so bedeutet dies allerdings eine Untreue des Dichters gegen sich selbst; wenn sie aber sofort dafür erlamm werden, so bedeutet dies vielleicht das ehrliche Lob, das der sonst so ungetribben „glücklichen Ehe“ zuteil werden kann.

„Reut, Frouwe, diesen Kranz.“ Ausgewählte Gedichte von Otto Julius Bierbaum. Berlin, Verlag von Gustav Schöhr, 1894.

Herr Bierbaum pflegt nie und da geniale Akuren zu haben, dann puzt er sich mit allerlei buntem Flitterkrum auf und solletiert vor dem Spiegel mit dieser zigeunerischen und leichtsinnigen Noblesse. Dann gibt er den schwerfälligen dichterischen oder denterischen Motiven das Gewand der reinlosen rissigen Darstellung, daß da und dort die Blöße des Gedankens nackt durchscheint. Und seelenlose Bilder und schiefe Scenen verbirgt er unter den haushigen Falten des gekünstelten Mittelwerkes und Stabreims. Und seine Gedichte sammelt er dann in einem pruntpollen, in der Form des mittelalterlichen „Petrarchino“, des Liebesbreviers der „Frouwen“, gehaltenen Bändchen und schreibt als aparten Titel den Vers Waltgers von der Vogelweide darüber. Gewiss, auch die Freiheit und Laune in der äußern Umrahmung eines Kunstwerkes drücken den Künstler aus, und die „schöne Geste“, mit der er seine Arbeit darreicht, hat von jeher den Romantiker gekennzeichnet. All das hat Herr Bierbaum auch zweifellos mit dem großen Genius gemein, in seinen Aeren kreist das dünne Blut des launigen, lebhaften Temperamentes, und aus jedem Zuge seiner dichterischen Persönlichkeit triumphiert der Kühne und bewegliche Ruf des romantischen Kurkünstlerthums „l'art pour l'art“. Was aber als das notwendige Gegenstück zum „genialen Leichtsinne“ dem Kunstwerke nicht fehlen darf, das ist jener Zug des Naiven und Selbstverständlichen, der alles, was sonst bloß Abstrich ist, besetzt und an der Wichtigkeit und Nothwendigkeit der angewandten Kunst- oder Pierformen keinen Zweifel aufkommen läßt. Und das fehlt Herrn Bierbaum, wenigstens im vorliegenden Bändchen. Die Schwächen des Romantikers, der den Conflict zwischen Wollen und Können in der Druft trägt, spiegeln sich darin wieder, ich habe sie eingangs angedeutet. Das scheinbar Leichte und Tändelnde, in Wahrheit aber Gekünstelte der Form, in den längeren Historien z. B. (Aus der Herrgottsperspective, Mönchskunst, zu lieben), das oft an Tiedts Vocalspielereien erinnert, andererseits die stellenweise vollständige Kunstlosigkeit der scheinbar so tief durchdachten, ungebundenen Strophen, worin die Bierbaum'schen Gedichte nie und da an John Burns anknüpfen. Einen gewissen Grad von Anempfindung kann er überhaupt nie verleugnen, und von Heine über Liliencron, der Bierbaums Meister ist, bis auf Albert Giraud in seinem Pierrot Lunaire (vergl. Bierbaums „Gigerlette“) haben ihn fast alle Eigenthümlichkeiten des lyrischen Stils in seinen Wandlungen des Tages beeinflusst. Treibhauscultur kann man solche Säckelchen ruhigen Gewissens nennen, auch wenn sie manchmal hübsch klingen oder gar geistreich sind.

Nur wenn er ganz willenlos und überwältigt irgend einem seltenen Lieblingesgedanken, einer unbelauschten Stimmung nachgibt, seinen Pan-Gedanken oder Fauns-Stimmungen z. B., dann gelingt ihm wohl auch bleibende Kunst. Hiezu zähle ich die unsäglich süßlichen Verse: „Ich glaube an den großen Pan, — Den heiter heiligen Werbegeist; Sein Herzschlag ist der Weltentact, In dem die Sonnenfülle kreist. — Es wird und stirbt und stirbt und wird, — Kein Ende und kein Anbeginn. — Sing, Hilde, Dein Gebet der Luft, — Das ist des Lebens heiliger Sinn.“ Darin ist ein echter und — meinem Empfinden nach — auch neuer Ton.

Alfred Gold.

Georges Fillion: Entre Slaves. Le Prince Alexandre. — Russes, Bulgares et Serbes. — Stamboulof. — Le Prince Ferdinand. Paris. Société des Ecrivains français. 1894. 423 p.

Der Autor des vorliegenden Buches hat als Correspondent der „Agence Havas“ den serbisch-bulgarischen Krieg und die ihm folgenden Ereignisse in Bulgarien bis zur Thronbesteigung des Coburgers persönlich mit angesehen und erzählt nun, was er selbst erlebt und was er von Anderen gehört. Das mit zahlreichen Illustrationen ausgestattete Buch liest sich wie ein dramatischer Roman. Das ist sein Hauptvorzug. Es gibt ein anschauliches Bild der politischen Zustände und Vorgänge in Bulgarien seit 1885. Im großen und ganzen zutreffend, in vielen Einzelheiten unzuverlässig, in manchen falsch. So, um nur eines zu citieren, erzählt Fillion, wie grausam Karamelow im Gefängnis behandelt, gestoltert, ja geradezu ausgepeitscht worden sei, und eine nette Zeichnung verleiht dem Eindruck des Wortes. Aber die ganze Geschichte ist nicht wahr, wie Karamelow selbst unlängst einem Interviewer der „Frankfurter Zeitung“ gesagt hat. Wie es sich bei einem Franzosen von Ausland jetzt nach dem Sturze Stambulows eine neue Rolle in Bulgarien spielen werde, und bezeichnet dabei den Fürsten Ferdinand als den Bannerträger der „anti-russophilen Opposition“. Das ist zum Theil schief, zum Theil falsch aufgefaßt. Überhaupt ist der die Zeit seit 1887 behandelnde Theil des Buches, offenbar im letzten Augenblicke angefügt, die in jedem Sinne schwächere Partie der Schrift. Aber die den Zeitraum 1885 — 1887 behandelnden Theile des Buches bieten gerade jetzt, wo das politische Leben Bulgariens wieder an die vor-Stambulow'schen Zeiten anknüpft, manche Zeichnung.

Gefühle. Psychopathische Fälle von Karl Roemer. Mit einer Titelzeichnung von Hans Thoma. Leipzig, Wilhelm Friedberg. — Herr Roemer, ein ganz junger Wiener, ist alle Ecken der neuen Literatur, alle Arten und Manner der Großen und Kleinen: den kindlich versonnenen Ton von Macerind und die singenden Farben von Daubenschütz und die nonchalant geäußerten Sätze des Lovote und die Dröhenden des Naupassant und die